

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1939

184 (9.8.1939)

Seines Vaters Frau

Roman von
Else Jung-Lindemann

Urheber-Rechtsnachfolger
Königsbrück (Bez. Dresden)
Drei Quellen-Verlag

(4. Fortsetzung)

Die kleine Frau zappelte vor Neugier. „Wer ist sie ... wie heißt sie ... wo hat Grothe sie kennengelernt?“
Wardog lachte. „Aber Ulli ... das weiß ich nun wirklich nicht. Oder glaubst du, ich hätte Hans in Begleitung der Dame darüber ausgefragt?“

„Rein, das nicht ... ich lachte nur ...“
„Noch! Da hast du wieder mal vorbeigedacht, mein Schatz. Außerdem befinden wir uns auf einer verkehrsreichen Straße und haben nur wenige Minuten miteinander gesprochen.“

Schade! Es tat Olga leid, daß sie nicht mehr erfahren konnte. Nur insel hatte sie nach aus ihrem Mann herausgepreßt, daß die Frau sehr schön gewesen wäre, blond und groß, mit leuchtenden, saphirblauen Augen. Von diesen Augen durfte man sagen, daß sie wie Sterne glänzten.

Dröhnlich begrüßte man Walter gewesen, und sie hatte ihm ein bißchen mit dem Finger drohen müssen.

„Du — hör mal, du wirst dich doch nicht etwa auch in sie verliebt haben?“

Er hatte sie an sich gerissen, hümmlich, väterlich.
„Schätzchen, geliebtes, ich hab' doch dich!“

Es war wundermühsam, das zu hören und zu wissen, daß sie sich ganz auf ihren Mann verlassen konnte — in aller

3.

Zu Karin Röds Krankenzimmer gehörte eine Voggia. Auf ihr verbrachte die Genesende in einem bequemen Streckstuhl liegend viele Stunden des Tages. Die Blässe ihrer Haut war unter dem Einfluß der Sonne und sorgsamster Pflege der zarten Nöte wiederkehrender Gesundheit gewichen. Karin war nun soweit hergestellt, daß sie schon kleine Gänge in die Stadt machen durfte. Vor einigen Tagen hatte sie sogar der Professor begleitet, Dieter Mann, von dem es hieß, daß er vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein beschäftigt war.

Karin Röds dachte an Professor Grothe, und ihre schönen, klaren Züge nahmen einen sinnenden Ausdruck an.

„Warum kam er so oft zu ihr? Wie machte er es möglich, ihr so viel Zeit zu widmen?“

Vier Wochen war sie nun schon in der Klinik, und noch immer sträubte er sich dagegen, sie zu entlassen.

„Ich bin noch nicht ganz zufrieden, Frau Röds, wir müssen vorsichtig sein.“ Wie oft hatte er dieses oder ähnliches gesagt, wenn sie gebeten hatte, sie heimzuführen zu lassen.

Als sie es gestern wiederum tat, war er traurig geworden.

„Warum wollen Sie fort? Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns?“

„Ich bin doch gesund“, war sie seiner Frage ausgewichen.

Seine Augen hatten ihren Blick gesucht. „Frau Karin, darf ich Ihnen etwas sagen?“ hatte er geäußert und ihre ein wenig verwirrte Zustimmung gar nicht abgewartet. „Ihre Wunde ist verheilt, Ihr Körper hat sich gekräftigt, und doch will mir etwas zu diesem Bild fortschreitender Genesung nicht stimmen. Ich glaube, daß es etwas Seelisches ist, was Sie quält. Bitte, hören Sie mich ruhig an. Ich bin Arzt, und ein guter Arzt darf nicht nur den Leib heilen wollen, er muß auch die feinen, feinsten Schwankungen berücksichtigen, denen der Körper oft so verhängnisvoll unterworfen ist, daß Krankheit oder Gelundung von ihnen mitbestimmt werden. Verstehen Sie, was ich meine?“

Ja, sie hatte ihn verstanden. Doch was sollte sie ihm darauf sagen? Daß es etwas in ihrem Leben gab, womit sie nicht fertig zu werden vermochte: eine Pflicht, vielleicht auch eine Schuld, konnte sie ihm nicht anvertrauen, auch wenn er ihr Arzt war und sich wie ein Freund ihrer annahm.

Als der Professor lächelte, daß seine Frage sie beunruhigte, hatte er ihre Hand gefaßt und gelogt, sie brauche ihm nicht zu antworten, wenn sie es nicht wolle. Nur wissen sollte sie, daß er immer für sie da wäre, wenn sie ihn einmal brauchte.

Nun hatte sie viele Stunden darüber nachgedacht, warum sie nicht fähig gewesen war, die Hand, die sich ihr gütig bot, dankbar zu ergreifen, und dem Manne, der ihr das Leben und die Gesundheit neu geschenkt hatte, von der Wirksamkeit ihres Herzens zu sprechen, aus der sie jetzt noch keinen Ausweg fand.

Wann lag die Vormittagssonne, vom Schatten grüner Weinranken gedämpft, auf ihrem Körper. Der Duft des reifen Sommers strömte aus dem Garten zu ihr herauf. Der Kärm der ferneren Strohen drang nicht bis in diese Stille. Weitab brauste und murrte er wie das Rauschen des Meeres, das Karin von frühester Kindheit an immer in den Schlaf gewiegt hatte.

Wenn sie die Augen schloß, konnte sie glauben, wieder ein Kind und daheim zu sein.

Da war ihr kleines Zimmer mit den weißen Möbeln und Gardinen, die der Seewind leise blähte, wenn Mutter die Fenster öffnete. Auch den kräftigen Salzgeruch glaubte sie zu spüren, diese wunderbare, frische Kühle, die am Morgen- und am Abend vom Meer kam, und dazu zwang, tief, tief aufzuatmen.

Karins Heimat war die schmale, weiße Küste an der Ostsee, und die See hatte ihr ganzes Leben begleitet: die Kindheit, die Jugend und auch die kurze, glückliche Zeit ihrer Ehe. Die See mit dem immer wechselnden Spiel ihrer Wellen und Farben, mit ihrem Räteln und Offenbarungen würde sie nimmer loslassen, denn sie war die Heimat ihrer Ahnen, die sich ihr mit Leid und Leben erschrieben hatten, jener Fischer, Schiffsleute und Kapitäne, die alle den Namen Peterien getragen hatten. Sie war auch die Heimat ihres Mannes gewesen, des Schiffingenieurs Christian Röds.

Recht heute lebte ihre Mutter dort, weil auch sie sich nicht trennen mochte von der Weite und Unendlichkeit des Meeres, von der ewigen Unruhe des Wassers und der Winde, die dem, der ein Ohr dafür hatte, so viel zu singen und zu sagen wußten. Und bei der Mutter war Sigrun, ihr kleines, blondes Mädchen ...

Karin Röds hatte Sehnsucht nach Hause und nach ihrem Kinde. Wenn diese Sehnsucht sie überfiel, und sie kam nun immer häufiger, dann drängte es sie fort aus der Nüchternheit dieser Tage, aus der perharmen Unmöglichkeit der vielen Stunden, die nur der Pflege des geschwächten Körpers gegolten hatten.

Und doch war da etwas in ihr, eine leise Regung der Trauer, die sie empfand, wenn sie an einen Abschied dachte von der Stille ihres Krankenzimmers, von der grün-umrankten Voggia, von den Schwestern, und vor allem von Professor Grothe, dessen täglichen Besuchen sie immer mit einer gewissen, unruhigen Spannung entgegengewartet hatte.

Von Tag zu Tag waren seine Besuche länger geworden, während er die Zeit der üblichen Visiten, bei denen er in Begleitung seiner Assistenten und Schwestern erschien, erheblich verkürzt hatte.

Es war Karin aufgefallen, daß er bei diesen Besuchen, auffallend knapp in Worten und Sätzen, sich nur auf die notwendigsten Fragen und Anordnungen beschränkte, ja daß er sich den Anschein gab, als wäre ihm die Patientin Karin Röds weniger wichtig als die Kurvenlinie der Fieber- tabelle oder die Einhaltung der ihr vorgezeichneten Diät.

Später jedoch, wenn er die Pflichten des Tages hinter sich hatte, oder wohl auch zwischendurch, kam er allein, und jedesmal, wenn seine hohe Gestalt eintrat, wenn das unbedingte Weiß seines Anzugs unter der Tür aufleuchtete, brachte er ein Fluidum mit, das auf Karin Röds überlief, sie froh stimmte und ihr das Gefühl sicherer Geborgenheit schenkte, die des Professors Nähe immer ausströmte.

Dann ebten Unruhe, Lebensunsicherheit und Bangigkeit zurück, dann vergah sie für eine halbe Stunde oder länger das quälende Grübeln, das — sie fühlte es wohl — sich ihrer völligen Genesung hemmend in den Weg stellte.

Es waren stille Gespräche, die sie führten. Sie hatten bei alltäglichen Dingen begonnen, bei Dingen, die noch unpersonlich und vorsichtig tastend, um kleine Begebnisse ihrer nächsten Umgebung kreisten: um die Schwestern, die Karin pflegten, um die Patientin im Nebenzimmer, die sehr viel Schmerzen litt und nachts leise schliefte. Von einem kleinen Jungen hatte der Professor erzählt, der schon lange auf der Kinderstation lag und so tapfer war, obwohl er beide Beine gebrochen hatte und wohl niemals mehr würde richtig laufen können.

Von diesem Jungen konnte Grothe seiner Patientin nie genug berichten, und als sie wieder das Bett verlassen durfte, hatte sie ihn oft besucht.

Ganz allmählich war dann die Sprache auf ihr eigenes Kind gekommen, und auch Grothe hatte von seinen Kindern erzählt.

Später brachte er ihr Bücher. Sie redeten darüber, streiften sich wohl auch, wenn sie verschiedener Meinung waren, und unmerklich schufen diese kleinen Plänkchen ein vertrautes Verhältnis.

Wie sehr sich der Professor auf diese Stunden freute, mit welcher Ungeduld er sie erlebte und mit welcher Sorgfalt er darauf bedacht war, sich zu walden und unzufrieden, ehe er zu ihr ging, ohne Karin nicht. Sie sollte durch nichts daran erinnert werden, daß er vor kurzem noch im Operationsaal gestanden oder einem Sterbenden eben die Augen zugehört hatte. Sein weißer Anzug roch nach Seife und frischer Luft, seine Hände dufteten herb nach köstlich Wasser, wenn er zu ihr kam.

Wie etwas lang Entbehrens, mit einem stillen Staunen, daß es das noch gab, genosß der Professor dieses Besommensein mit einer Frau, deren bloßer Anblick ihn immer wieder aufs neue beglückte. Weil sie nicht nur schön und gepflegt war, sondern auch klug, ohne sich dieser Klugheit recht bewußt zu sein, darum wirkten ihr Körper und Geist so ausgeglichen und anziehend.

Er liebte auch ihre Stimme und die klare, nordische Prägung ihrer Sprache, die ohne Hast war und jedes Wort, jede einzelne Silbe deutlich formte.

Es war ihm ein Genuß, dem Spiel ihrer Hände zu folgen, die dem gesprochenen Wort in ruhigen, sportamen Gesten lebendigen Ausdruck verliehen.

Der Wochen waren darüber vergangen. Sie waren sich nähergekommen und doch auch wieder fern geblieben. Aus kleinen, nur nebenbei erwähnten Bemerkungen hatte sich ein jeder vom Leben des anderen ein Bild zu machen versucht, das, weil es niemals ganz abgerundet worden war, undeutlich und unvollkommen wirken mußte.

Vielleicht war es diese lehrreue Zurückhaltung, die beide übten, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, die einen erwartungslosen Zustand zwischen ihnen schuf, von dem sie nicht wußten, wozin er sie führen und wie er einmal enden würde.

Denn daß diese Tage und Stunden einmal ein Ende nehmen mußten, daran dachten sowohl Karin Röds als auch der Professor.

Lange Zeit hatte Grothe den Gedanken an einen Abschied von sich ausgeschlossen. Lange hatte er Karins Fragen, wann er sie endlich entlassen würde, mit einem fast unwirlich gemurmelten „Noch nicht“ zurückgewiesen. Sie konnte ja nicht wissen, daß ihre Ungeduld ihm jedesmal Schmerz zulagte, daß er nicht begriff, warum nicht auch sie seinen Wunsch nach einem längeren Zusammensein teilte.

Nun aber war es soweit, daß er keinen Grund mehr hatte, sie zurückzuhalten. Wenn er jetzt vor ihrer Zimmer- tür stand, fragte er sich jedesmal: Wie oft werde ich hier noch anklopfen und eintreten dürfen? Wie oft werde ich noch Karin Röds Stimme hören, dieses dunkle, klingende „Herein“ das mich zu ihr ruft?

Ja, er hatte jedesmal Angst, wenn er in Karins Zimmer trat. Angst vor der Frage: Wann darf ich heim- fahren? Er hatte um so größere Furcht, weil er, wenn er ehrlich war, hätte antworten müssen: Morgen, wenn Sie wollen.

Martin Hendke war wieder da. Zwischen zwei Reilen seines Schiffes war er von Bremen gekommen, um Karin

zu leben und sie mitzunehmen, falls Professor Grothe damit einverstanden war.

Als der Professor von diesem Besuch erfuhr, war er schon zu spät. Hendke hatte sich bereits bei Karin melden lassen und sah nun neben ihrem Viergefühl auf der Voggia. Wieder hatte er Kosen gebracht. Sie lagen frisch und heutig auf Karins Knieen.

„Bist du nun wieder ganz gesund?“ fragte er und nahm die blasse, schmale Hand der Frau in die seine. Sie entzog sie ihm in unmerklicher Abwehr.

„Ich weiß es nicht, Martin“, antwortete sie ängstlich.

„Professor Grothe meint, daß ich noch sehr vorsichtig sein muß.“

In Martin Hendkes Gesicht grub sich ein ungeduldriger Zug. „Wenn man wochenlang in einer Klinik liegt, kann man auch nicht gesund werden. Du wirst schon wieder zu Kräften kommen, wenn du daheim bist. Deine Mutter und Sigrun lassen dich grüßen, sie warten schon sehr auf dich.“

„Ja, ja“, sagte Karin. „Ich weiß.“ Eine zarte Röte über ihr Antlitz und den weißen, entblößten Hals, an dem eine Ader unruhig klopfte und schlug.

Da war es wieder, das Gefühl von Angst und Bestimmung, das sie immer in Martin Hendkes Nähe überfiel. Fast war es noch lähmender geworden in diesen Wochen, in denen sie nur sehr wenig an ihn gedacht hatte. Seine, die er ihr in dieser Zeit schrieb, lagen flüchtig und mit Widerstreben gelesen, verschlossen in einer kleinen, ledernen Mappe.

Warum war er gekommen?

Sie wußte es wohl, und alles hätte anders sein können, wenn drei Jahre ihres Lebens plötzlich ausgelöscht worden wären, diese drei letzten, quälenden Jahre, an deren Beginn ein zu rasch und im Gefühl einer Dankeschuld gegebenes Versprechen stand, dessen Einlösung sie immer wieder hinausgeschoben hatte. Wie viele Gründe und Ausflüchte hatte sie gesucht und gefunden! Der wichtigste Grund war ihr Leben gewesen, das sie schon seit langem fränkelnd lieb, bis die notwendig gewordene Operation nicht länger mehr hinausgeschoben werden konnte.

Während Hendke neben ihr lag und von daheim erzählte, von seiner letzten Fahrt über den Ozean, lag Karin mit halbgeschlossenen Lidern in ihrem Stuhl. Sie hörte nur einzelne Worte, deren Sinn sie kaum erfaßte, weil sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt war.

Sie dachte daran, daß sie in dieses Haus gekommen war mit dem Willen, zu sterben. Ja, sie war so verneinend gewesen, so feige vor dem Leben und seinen Entscheidungen, daß sie gewünscht hatte, aus der Karole nicht mehr zu erwachen. Nun sie dennoch gesund geworden war, fühlte sie sich fast verdammt dazu, weiterzuleben, und dieses Gefühl der Verneinung und Furcht vor der eigentlichen Anbahnung ihrer Genesung zu langsam und ängstlich fortzuschritt. Der Professor hatte schon recht geahnt.

Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Karin schloß die Augen und zog die Decke höher hinauf. Sofort lag Hendke auf, um ihr behilflich zu sein. Dabei streiften seine Hände ihr Gesicht, was ihr einen unangenehmen Schauer über die Haut jagte.

Wie so ganz anders wirkten des Professors Hände auf sie. Immer strömten Ruhe und Forderung von ihnen aus. Sie brauchten sich nur auf ihre Finger zu legen oder auf ihre Ellen, und alles Quälende wich, alle Bangigkeit löschte sich in die sichere Ruhe dieser Hände.

Karin hatte mit einem Male den heißen Wunsch, daß der Professor käme, jetzt, in diesem Augenblick, und daß er zwischen sie und Martin Hendke träte wie eine Mauer, aus der Schutzwall, hinter dem sie sich bergen konnte.

Hatten ihre Gedanken ihn gerufen? Wiesen die seinen ihm schon voraus?

Karin wußte plötzlich, daß er ihr nahe war, und richtete sich auf. In wirbelnder Elle schob es ihr durch den Kopf: Wie lange ich es an, daß er sich meiner Entlassung widert lehrt? Denn Martin wird ihn darum befragen. Martin ist ja gekommen, um mich zu holen.

Karin lautete. Aber es war nicht ihr Ohr, das auf der Schritte horchte, die es noch gar nicht hören konnte. Ihr Herz horchte, aber sie wußte nicht, daß es so war.

„Was hast du, Karin?“ fragte Hendke. „Wartest du auf jemand?“

Sie nickte abwendend. „Professor Grothe muß gleich kommen.“

„Gut, dann kann ich ihn gleich fragen, ob ich dich heute noch mitnehmen darf.“

Heute noch? Karin schüttelte den Kopf. Wieder schloß die Ader zuckend an ihrem Hals. Heute noch?

Wenn Grothe es zuließ, dann war also die Stunde der Abschieds da und ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Dann mußte sie fort, mußte dieses Haus und seine Menschen verlassen, die ihr liebge worden waren. Als hätte sie lange Zeit auf einer stillen Insel, einer Station des Friedens zugebracht, die zwischen den Brandungen zweier Leben lag, zu erkennen ihr jetzt die Klinik und die Wochen ihres Krankseins. Wenn sie es nur vermocht hätte ohne Besinnen hätte sie sich in diesem Augenblick wieder in die Krankheit zurückgeschleudert, weil sie vor dem Leben, das ihrer wartete, Angst hatte.

Ein Klopfen hatte Karin nicht gehört. Oder doch?

Ihr Herz pochte so laut, daß sie meinte, Martin würde es hören. Dann kamen Schritte durch das Zimmer, hell, männlich und sicher, und logisch schob eine Welle roten Blutes in Karins Wangen. Diese Schritte waren wie eine Erlösung.

Grothe stand in der Tür zur Voggia. Sie konnte ihn nicht sehen, aber sie fühlte ihn, und noch ehe sie sich umwandte, war Hendke aufgesprungen.
„Verzeihung ... ich werde nicht lange stören“ hörte er den Professor sagen und ihr war als schwinde im leeren Stimm ein Ton verhaltener Erregung.

„Sie hören nicht, Herr Professor?“ antwortete Hendke. „es ist mir sogar lieb, daß Sie da sind, dann kann ich Sie gleich nach dem Befinden unserer Kranken fragen.“ In Karin Röds wieder so weit hergestell, daß ich sie heute, spätestens morgen, mit nach Hause nehmen kann?“ (Fortsetzung folgt)